

Dick van den Heuvel

Ruckediguh,
Blut ist im Schuh

 R.Brockhaus

Die niederländische Originalausgabe erschien unter dem Titel:
WULLFERS EN DE ZAAK VAN DE VERMOORDE
ONSchULD
bei © 2004 Uitgeverij Boekencentrum, Zoetermeer

Übersetzt von Rolf Waterkamp

© R. Brockhaus Verlag Wuppertal 2007
Umschlag: Ralf Krauß, Herrenberg
Satz: Christoph Möller, Hattingen
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-417-24999-6
Bestell-Nr. 224.999

1

An diesem Morgen hing über dem breiten Graben weißer Dunst – die Wirkung der ersten wärmenden Sonnenstrahlen, die die Feuchtigkeit der Nacht vertrieben. Langsam kroch der Nebel die Ufer hinauf und entzog die Leiche von Daniela van Stee vorläufig noch den Blicken zufällig vorbeikommender Radfahrer, die in der Nähe arbeiteten und auf dem Weg zur Firma waren. Aber diesen stand so früh am Morgen ohnehin nicht der Sinn nach schöner Landschaft. Wie jeden Morgen waren die meisten von ihnen zu spät von zu Hause aufgebrochen und mussten sich sputen, um rechtzeitig am Arbeitsplatz zu sein. Hier war kein Wohngebiet, also sah man auch keine Spaziergänger mit Hund. Leichen wurden in der Regel von Hundebesitzern gefunden. Oder von Kindern, die nach ihrem verschwundenen Fußball suchten. Aber auch spielende Kinder gab es hier nicht. Hier wurde ausschließlich gearbeitet, denn es handelte sich um ein Industriegebiet.

Deshalb war es auch schon fast neun Uhr, als Oscar Determeijer den leblosen Körper entdeckte, und es geschah nur durch Zufall. Einer der Reifen war plötzlich platt, und das, obwohl Oscar das Fahrrad noch vor zwei Tagen bei einer Reparaturwerkstatt hatte instand setzen lassen. Bei dieser Gelegenheit hatte man ihm auch ein Reparaturset mit Flickzeug angedreht, das ordentlich in seinem Etui am Sattel hing. Auch die neue Fahrradpumpe war am Abstellplatz der Firma Otarius & Co. noch nicht gestohlen worden. Oscar leitete dort die Buchhaltungsabteilung. Er seufzte tief, schimpfte aber nicht und ging zum Graben hinüber, um Wasser zu holen. Oben an der Böschung fiel ihm ein, dass er kein Schöpfgefäß hatte, in das er den Fahrradschlauch eintauchen konnte, um so das Loch zu finden.

„Was soll ich mit Flickzeug, wenn ich keine Wasserschüssel habe?“, sagte Oscar laut. Er stellte sich vor, wie es aussähe, immer mit einer Schüssel auf dem Gepäckträger herumzufahren, und musste lachen. Gerade hatte Oscar beschlossen, seine Frau anzurufen und sie zu bitten, ihn mitsamt Fahrrad abzuholen, als er etwas

weiter unten ein Stück Stoff sah. In jenem Moment dachte er noch nicht an die Leiche eines Mädchens, das erst vergewaltigt und dann erdrosselt worden war. So früh am Morgen sah die Welt zu friedlich aus, um an Gewalttaten zu denken. Aber zehn Schritte weiter unten war es mit dem Frieden jäh vorbei.

Der Körper des Mädchens lag unnatürlich verdreht da. Es war ein grässlicher Anblick. Offensichtlich hatte sie um ihr Leben gekämpft und verloren. Ihre Augen standen weit offen, die Beine waren gespreizt. Die Kleider hatte sie noch an, aber sie waren zerrissen und entblößten das Mädchen gerade weit genug, damit das ruchlose Verbrechen begangen werden konnte. Um den Hals war der BH geschlungen. Das Gesicht des Mädchens war blau angeläufen, vor allem die Lippen, und die Augen quollen hervor.

Oscar konnte nur weinen, als er sie sah. Er kannte sie nicht und fand es einfach schrecklich, dass sie von einem fremden Menschen wie ihm gefunden werden musste. Er nahm sein Handy, wählte den Polizeinotruf und berichtete über seine grausige Entdeckung. Oscar wusste nicht genau, wo er war, und beschrieb in groben Zügen seine Umgebung und welchen Weg er genommen hatte. Als man ihn fragte, ob er irgendwo eine Hausnummer entdecken könne, reagierte er ungehalten: „Kommen Sie einfach hierher. Ich werde dann winken. Ich bleibe an Ort und Stelle!“

Kommissar Peter Hermans blieb in respektvollem Abstand zum Ort des Geschehens stehen. In den ersten Stunden nach der Entdeckung eines Verbrechens war der Ort den Leuten von der Spurensicherung vorbehalten. Männer und Frauen in sterilen weißen Anzügen, die denen von Astronauten ähnelten, gingen mit ihren Koffern um Danielas Leiche herum, um jede auch nur denkbare Spur des Verbrechens aufzunehmen. Es wurden Dutzende, nein, Hunderte von Fotos gemacht. Etwas weiter weg lag ein Fahrrad auf dem Boden, mit rotem Band abgesperrt, damit es niemand berühren konnte.

Während Oscar Determeijer auf die Polizei gewartet hatte, war ihm das Fahrrad immer mehr wie eine Art Denkmal, eine moderne Skulptur erschienen, wie eine merkwürdige Metallkonstruktion –

mit diesem Lenker, der halb im Boden steckte und dem nach oben stehenden Pedal. Oscars eigenes Fahrrad stand oben auf dem Weg, ordentlich gegen einen Laternenmast gelehnt und mit einem platten Reifen.

„Sie haben sie gefunden?“, fragte Peter Hermans.

Oscar nickte.

„Können Sie mir beschreiben, was Sie gesehen haben?“

„Haben Sie denn keine Augen im Kopf?“, gab Determeijer zurück. Er empfand Abscheu und Entsetzen über den Tod des Mädchens. Auf die Fragen der Polizei reagierte er sehr ungehalten, denn während seiner Wartezeit war ihm durch den Kopf gegangen, dass es auch sein Kind hätte sein können, das nun tot dort unten lag. Und dass eben nicht immer tapfere Polizisten zugegen waren, die das Leben seiner Lieben auf dieser Welt beschützen konnten.

„Bot sich Ihnen genau das Bild, das wir sahen, als wir hierherkamen?“

„Was hätte ich denn hier verändern sollen? Das Mädchen war tot, das sah ich sofort. Dann habe ich Sie angerufen und auf Sie gewartet. Ich will jetzt nur noch nach Hause.“

„Wir werden Sie nach Hause bringen.“

„Meine Frau ist schon unterwegs. Wissen Sie denn schon, wer das Mädchen ist?“

„Nein, unsere Leute arbeiten noch daran. Möchten Sie mit jemandem sprechen? Vielleicht täte es Ihnen gut, über die ganze Sache zu reden?“

„Mit wem soll ich denn reden? Ich habe das Mädchen nicht umgebracht! Ich habe sie nur hier gefunden. Genau wie sie dort liegt, so habe ich sie gefunden.“

„Vielleicht haben wir im Laufe unserer Ermittlungen noch Fragen an Sie.“

„Ich habe alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Ich habe sie gefunden. Sie lag einfach nur dort. Sie wurde ermordet. Jemand hat sie erwürgt. Das sieht man doch gleich ... dafür braucht man keine Spezialisten.“

„Aber vielleicht haben Sie einen Schock erlitten. Das passiert oft

bei Menschen, die so etwas erleben müssen. Sollen wir Ihren Hausarzt kommen lassen?“

„Ach, so ein Quatsch! Ich und einen Schock erleiden! Jetzt hören Sie aber auf! Ich habe ein totes Mädchen gesehen, okay! Und darüber bin ich ... bin ich eben ...“ Oscar wollte „traurig“ sagen, aber das erschien ihm zu schwach. „Wütend“ war auch nicht der richtige Ausdruck für seine Gefühle. Er stockte und fing dann an zu weinen.

„Ich lasse jemanden kommen“, sagte Kommissar Hermans und rief auf dem Revier an.

„Mein Name ist Wulffers. Lukas Wulffers. Ich bin Polizeipfarrer“, stellte sich Lukas dem Zeugen Oscar Determeijer vor. Dieser saß an den Laternenpfahl gelehnt, an dem auch sein Fahrrad stand. Inzwischen war auch Oscars Frau mit ihrem Kombi eingetroffen. Sie war sehr besorgt um ihren Mann und wollte ihm beruhigend übers Gesicht streichen, aber er stieß ihre Hand weg. Da ließ sie ihn einfach in Ruhe und setzte sich neben ihn.

„Er will hier nicht weg“, meinte sie und schaute ihren Mann verzweifelt an.

„Ich bleibe hier“, sagte Oscar fest entschlossen und blickte zu dem Mann mit der Lederjacke und dem offenen Oberhemd hinauf. Die Haare des Mannes standen wirr nach allen Seiten, seine Wangen wirkten aufgedunsen. Er sprach mit dem Akzent der Leute aus Brabant und er hatte helle Augen.

„Gibt es jetzt sogar Pfarrer bei der Polizei?“

„Ich bin einfach nur da, um zu helfen“, erklärte Lukas Wulffers.

„Ihre Hilfe kommt zu spät. Sie ist tot.“

„Sind Sie mit dem Wagen da?“, fragte Lukas die Frau. Sie nickte.

„Dann bringen wir Sie jetzt nach Hause.“

„Aber ich *kann* nicht nach Hause!“, stieß Oscar wütend hervor und stand auf. „Das Mädchen, das dort unten liegt, hat Eltern. Und die sind nicht hier. Die wissen noch nicht einmal, dass ihr Kind tot ist. Das Mädchen hat ein Recht darauf, dass jemand bei ihr ist, der

sie liebt und dem sie etwas bedeutet. Aber bis jetzt sehe ich nur kalte Polizisten in weißen Anzügen um sie herumwimmeln. Ich bin der Einzige, dem sie nicht gleichgültig ist, und dabei weiß ich doch noch nicht einmal, wer sie ist.“

„Aber Sie können hier jetzt nichts tun!“

„Ach nein? Aber Sie! Sie können hier etwas tun, ja? Was soll das denn bitteschön sein? Was können Sie hier tun, mit Ihren Lupen und Plastiktüten? Einen Mörder finden? Ist der Fall damit gelöst? Mörder gefunden – Sache erledigt! Aber hier geht es um das Mädchen!“

„Mir geht es auch um das Mädchen“, gab Lukas zurück. „Und es geht mir um Sie. Es ist kalt hier. Sie haben alles getan, was ein Zeuge tun kann. Sie haben uns angerufen und uns hierher geholt. Und wir wissen, was wir hier tun müssen.“

„Warum habe ich die Eltern dann noch nicht zu Gesicht bekommen? Ich bin schon eine Stunde hier. Und noch immer sind die Eltern nicht aufgetaucht. Wo bleiben die bloß? Sie hätten doch längst hier sein müssen. Die haben doch heute Morgen bei der Polizei angerufen, bei Ihnen, und gesagt, dass ihre Tochter verschwunden ist. Auf dem Revier muss man doch wohl eins und eins zusammenzählen können, oder?“ Mit diesen Worten setzte sich Oscar wieder hin.

Lukas kniete sich neben ihn und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

„Sie haben Kinder, nehme ich an?“

„Ja“, gab Oscar zurück. „Und die sind noch am Leben. Ich habe nämlich Glück gehabt.“

„Das Beste, was Sie für dieses Mädchen tun können“, fuhr Lukas fort, „ist, wenn Sie Ihren Kindern Halt bieten im Leben.“

„Aber was ist mit diesem Mädchen hier?“

„Gerade wegen dieses Mädchens.“

Oscar Determeijer schaute in das Gesicht des Polizeipfarrers und legte fragend die Stirn in Falten. Das waren die ersten Worte an diesem langen Morgen, die zu ihm durchdrangen. Und Lukas Wulfers sah, dass Oscar ihm jetzt zuhörte.

„Wir werden uns um die Leiche des Mädchens kümmern, seien

Sie unbesorgt. Aber für die Lebenden muss das Leben weitergehen. Sie sind es, die unsere Unterstützung benötigen. Und jetzt möchte ich gern, dass Sie sich nach Hause bringen lassen.“

„Vergessen werde ich das hier nie. Der Anblick des Mädchens, wie es ...“

„Wie sollten Sie es auch vergessen können? So ein Bild ist furchtbar tragisch. Das sehe ich genauso wie Sie. Aber Ihre Kinder leben ... Und sie haben ein Recht darauf, Sie zu sehen.“

Oscar ließ es zu, dass man ihm auf die Beine half. Mit Lukas' Hilfe verstaute Frau Determeijer das Fahrrad ihres Mannes im Kofferraum des Kombis.

„Wenn ich heute Morgen keinen Platten am Fahrrad gehabt hätte, wäre mein Leben einfach normal weitergegangen.“

„Vielleicht sollte es so sein“, meinte Lukas.

„Ich hätte gut darauf verzichten können.“

„Nicht irgendein Zeuge hat das Mädchen gefunden, sondern jemand, dem sie nicht gleichgültig war. Das finde ich bei weitem besser.“

Nach diesen Worten des Polizeipfarrers konnte Oscar seine Tränen nicht länger zurückhalten. Schluchzend saß er auf dem Beifahrersitz, während seine Frau den Motor anließ. Dann setzte sich der Wagen in Bewegung. Während der zwanzig Minuten, die er mit dem toten Mädchen allein gewesen war, hatte sich Oscar großartig gehalten. Trotzdem war für ihn eine Welt zusammengebrochen.

„Sie hat eine Leihkarte der Bibliothek bei sich, außerdem fünfzig Euro und eine EC-Karte. Heute Morgen wurde eine Daniela van Stee als vermisst gemeldet. Das Mädchen muss noch endgültig identifiziert werden, aber wir können davon ausgehen, dass sie so heißt“, sagte Peter Hermans, als Lukas zu ihm die Böschung hinunterstieg. Die Leute von der Spurensicherung hatten ihre Arbeit abgeschlossen. Hermans selbst hatte noch einen Blick auf die Leiche werfen dürfen. Danach würde sie in die Pathologie überführt, wo sie noch einmal genauestens auf Spuren untersucht werden würde.

„Sollen wir zu den Eltern fahren?“ , fragte Lukas.

„Von allen Pflichten eines Polizeibeamten ist diese mit Abstand die grässlichste“, stellte Peter Hermans fest. „Den Eltern die Nachricht überbringen zu müssen, dass ihr Kind ums Leben gekommen ist. In solchen Augenblicken hasse ich meine Arbeit richtig.“

„Haben wir eine Adresse?“

Hermans nickte, blieb dann aber wieder stehen und schüttelte den Kopf.

„Ist noch was?“ , erkundigte sich Lukas.

„Dies hier ist ein Industriegebiet. Wohin man auch schaut – überall sind Fabrikgebäude. Wenn man diesen Weg mit dem Fahrrad weiterfährt, kommt man nach ungefähr zehn Minuten nach Dogerdam.“

„Wohnen da die Eltern des Mädchens?“

„Ja.“

„Und?“

„Und ... ein wenig vorher kommt man am Wohnheim für Asylbewerber vorbei. Der Fahrradweg führt genau daran entlang. Sonst gibt es hier im Umkreis nichts.“

Lukas Wulfers schloss verzweifelt die Augen. Jetzt wusste er, dass es schnell Verdächtige geben würde. Schon wegen der Vorurteile der Leute.

Bis jetzt hatte sich Dogerdam gegen die Erweiterungspläne der Stadt zur Wehr setzen können. Obwohl die Industriegebiete langsam, aber sicher auf dem Vormarsch waren, schien das Dörfchen noch nicht in den Sog der nahen Stadt geraten zu sein und hatte seinen ländlichen Charakter weitgehend bewahrt. Es bestand zum größten Teil aus einer Reihe von Häusern, die eine Straße säumten. Auf halbem Wege fand man einen Dorfplatz mit Kirche, Supermarkt, Pommesbude und Bushaltestelle. Und es gab eine Kneipe, die sich nur mit öffentlichen Zuschüssen über Wasser halten konnte. Dies sorgte jedes Jahr aufs Neue für Streit im Stadtrat. Aber die Kneipe hatte in sozialer Hinsicht einen hohen Funktionswert, und die Vorstellung, den einzigen Treffpunkt des Dorfes schließen zu

müssen, war allen irgendwie unerträglich. Zumal sich über den Räumen der Gaststätte ein kleiner Saal befand, der vom ortsansässigen Theaterclub genutzt wurde. Also gab es die Kneipe immer noch.

Die meisten Häuser in Dogerdam waren Einfamilienhäuser. Von der Hauptverkehrsstraße trennte sie ein Graben. Die Vorgärten erreichte man jeweils über eine kleine Brücke. Laubreiche Bäume wuchsen auf beiden Seiten der Straße. Sie sahen aus, als würden sie das Dörfchen beschützen.

Wer in Dogerdam wohnte, fühlte sich nicht als Großstädter. Es gab Pläne, das Dorf zu einem Stadtteil zu machen. Aber Dogerdam hatte sich mit Zähnen und Klauen dagegen gewehrt. Das Dörfchen hatte seine eigene Geschichte und vor allem auch seine eigene Kultur. Schon seit dreißig Jahren wurde sogar ein eigener Archivar beschäftigt, der die Geschichte Dogerdams bis in die früheste Vorzeit zurückverfolgte und schriftlich festhielt. Er veröffentlichte Bücher, die jedoch so schlecht gebunden waren, dass sie beim ersten Durchblättern auseinanderfielen. Auch der Druck war so minderwertig, dass die Schrift bei der geringsten Einwirkung von Feuchtigkeit verlief. Dogerdams Geschichte verwässerte sozusagen. Das wussten alle. Sie verlief wie die Druckfarbe der Bücher und löste sich auf, allen verzweifelten Anstrengungen zum Trotz, ein wenig von der Identität des Dorfes zu bewahren.

Aber Dogerdam machte einen freundlichen Eindruck. Die Häuser trugen Inschriften, die verkündeten, dass sie durch unermüdliches Schaffen und Gebet erworben worden waren. In einem Land, das für seine ergiebigen Regenfälle bekannt ist, hießen die Häuser zum Beispiel „Sonnen-Strahl“ oder „Sommer-Wind“. Lehrer Mullens von der Grundschule 't Kamp hatte die jeweiligen Bewohner schon oft darauf hingewiesen, dass der Bindestrich in den Namen überflüssig sei. Aber niemand fühlte sich bemüßigt, die Namen zu ändern. Und so blieb es beim „Sonnen-Strahl“ und beim „Sommer-Wind“.

Der Dogerdamsestraatweg war die Verlängerung des Gladiatorwegs, der aus Richtung Stadt kam. Der Bus fuhr einfach geradeaus

und erreichte innerhalb von zehn bis fünfzehn Minuten sein Ziel. Man stieg aus und bekam einen Eindruck davon, wie nahe die Stadt mit ihrer hektischen Betriebsamkeit schon herangertückt war. Wo früher einmal Äcker waren, wurde jetzt Baugelände ausgewiesen. Ein Fabrikgebäude nach dem anderen entstand in immer geringem Abstand von Dogerdam. In der modernen Zeit blieb kein Platz für ländliche Abgeschiedenheit. Dies alles ging Lukas durch den Kopf, als er aus dem Wagen stieg. Peter Hermans parkte in der Haltebucht vor dem Haus und stieg ebenfalls aus. Lukas folgte dem tatkräftigen Kommissar zur Haustür. Der Kies knirschte unter ihren Schuhen.

Peter Hermans drückte den Klingelknopf. Im Haus erklang daraufhin ein schriller Ton, der das Unheil schon anzukündigen schien. Die Tür wurde von einer Frau geöffnet, die Anfang vierzig sein musste. Ihre Bewegungen wirkten fahrig und in ihren Augen stand die Angst. Peter Hermans brauchte nicht viel zu sagen. Das Auftauchen eines Polizeibeamten mit ernstem Gesichtsausdruck verriet meist schon genug. Dennoch waren Worte nötig, um das Unfassbare mitzuteilen.

„Frau van Stee? Mein Name ist Hermans, ich bin von der Mordkommission. Sie sind die Mutter von Daniela van Stee?“

Die Frau schüttelte benommen den Kopf. Sie erwiderte nichts, schaute sich in hilfloser Suche nach Unterstützung um. Ihre Augen gingen rastlos hin und her, ohne jedoch etwas zu fixieren oder aufzunehmen. So, als suchten sie vergeblich einen Halt, einen Strohalm, an den sie sich klammern konnten.

Im Flur hinter ihr wurde eine andere Gestalt sichtbar. Es war ein Mädchen, das auf ihre Mutter zuing. Kurz danach tauchte ein zweites Mädchen auf. Und etwas später sah Peter Hermans hinten im Flur einen Mann, der abwartend stehen blieb.

„Frau van Stee, wir haben leider Grund zu der Annahme, dass wir Ihre Tochter tot aufgefunden haben.“

Die Frau stieß einen Schrei aus und fiel der zweiten Tochter weinend in die Arme. Der Mann hinten im Flur löste sich aus dem Halbdunkel und kam mit zornigen Schritten zur Haustür hinüber.

„Sie haben also Grund zu der Annahme?“

„Ich möchte Sie bitten, uns in die Pathologie zu begleiten. Ich weiß, dass dies ein schrecklicher Gang für Sie ist, aber Sie müssen Ihre Tochter eindeutig identifizieren.“

„Wie kann ... ist sie ... war es ein Unfall?“, stammelte die Frau nun.

„Sie ist ermordet worden. Sie wurde erdrosselt.“

Lukas Wulffers empfand tiefen Respekt für seinen jüngeren Kollegen. Hermans verhielt sich einfühlend und sachlich, genau so, wie es die Lehrbücher bei der Polizei vermittelten. Er hatte sich mit Namen vorgestellt, damit die Familie wenigstens wusste, wer die schreckliche Nachricht überbrachte. Und Hermans hatte zunächst gefragt, wen er vor sich hatte. Damit er wusste, dass es wirklich Familie van Stee war, der er die furchtbare Botschaft mitteilte.

„Also wissen Sie es nicht sicher. Genauso gut könnte es sich auch *nicht* um Daniela handeln“, fragte der Mann aggressiv.

„Ihre Tochter wird vermisst.“

„Sie ist es nicht.“

„Der Bibliotheksausweis, den sie bei sich trug, ist auf den Namen Daniela van Stee ausgestellt.“

Peter Hermans hatte im Flur Fotos von den Mädchen gesehen. „Ich habe sie gesehen, und hier hängen Fotos von Ihrer Tochter. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es sich um Ihre Tochter handelt.“

„Ziemlich sicher, ja? Ziemlich sicher ... das muss überhaupt nichts bedeuten“, schrie der Mann wütend. Er schickte sich an, mit dem Stock, auf den er sich stützte, auf Hermans loszugehen, aber seine Tochter hinderte ihn daran.

„Wir haben es nicht eilig“, versicherte Lukas. „Vielleicht können wir kurz eintreten, denn ich würde gern mit Ihnen sprechen.“ Peter Hermans blieb stehen, und Lukas drückte sich an ihm vorbei ins Haus. Der Mann machte wieder Anstalten, als wollte er zuschlagen, aber Lukas hielt einfach seine Hand fest. Dabei sah er, dass der Mann rotgeweinte Augen hatte. Kurzerhand führte er ihn ins Wohnzimmer der Familie. Es war nicht schwer zu finden.

Die jüngste Tochter hieß Cynthia, war sechzehn Jahre alt und hatte den Gästen tapfer einen Kaffee gemacht. Bestimmt war sie genauso verstört und entsetzt wie die anderen Familienmitglieder im Wohnzimmer. Aber es war offensichtlich, dass sie die Situation mit der größten Fassung trug. Cynthia trat mit einem Selbstbewusstsein und einer Bestimmtheit auf, die auf den ersten Blick gar nicht in das offensichtlich patriarchalische System der Familie van Stee passten. Lukas vermutete, dass sie des Öfteren mit ihrem Vater aneinandergeriet. Die Art und Weise, wie sie die Polizisten gefragt hatte, „wie sie ihren Kaffee am liebsten hätten“, und mit welcher Bestimmtheit sie in die Küche gegangen war, um alles vorzubereiten, ließen auf eine starke Persönlichkeit schließen. Cynthia war mit Sicherheit in ihrer charakterlichen Entwicklung ihrem Alter weit voraus.

Annemarie, die andere Tochter, war knapp über zwanzig. Sie saß auf der Sessellehne neben ihrer Mutter, die mit glasigem Blick und Tränen in den Augen nach draußen starrte. Sie schien völlig abwesend, so als ob sie den aussichtslosen Versuch unternähme, im Jenseits nach ihrem Kind zu suchen. Frau van Stee schaute beständig aus dem Fenster in die Ferne, als müsste ihre Tochter jeden Augenblick dort auftauchen. Lächelnd und mit einer Geste, die der wartenden Familie bedeuten sollte: „Da bin ich wieder. Weshalb habt ihr euch solche Sorgen gemacht?“

Aber Daniela würde nie wieder nach Hause zurückkehren.

Der niedrige Sessel neben dem Ofen, direkt gegenüber dem Fernseher, war zum Zufluchtsort für die Mutter geworden. Immer noch saß sie da, mit ungläubig blickenden Augen. Anscheinend hatte der Tod in dieser Familie noch niemals so erbarmungslos zugeschlagen. Am Fenster an der Vorderseite des Zimmers stand ein Esstisch, an dem Anton van Stee für gewöhnlich seine Tage zubrachte. Lukas hatte ein Gespräch mit ihm begonnen und erfahren, dass der Hausherr vor fünf Jahren von einem Baugerüst gestürzt war und sich dabei die Hüfte gebrochen hatte. Der Bruch war nie richtig verheilt. Seitdem war Herr van Stee arbeitsunfähig.

„Ich bin noch nicht mal fünfzig und bewege mich wie ein Tatter-

greis“, sagte er bitter. „Es ist zum Verzweifeln. Glück ist uns einfach nicht beschieden. Man kann noch so auf die Kinder aufpassen – es passiert in einem einzigen Augenblick. Wenn man einmal nicht aufpasst. Dann passiert’s.“

Lukas ließ ihn erzählen. Er spürte, dass dies nicht der Augenblick für falschen Trost war. Später konnte er ihn vielleicht sanft daran erinnern, dass die beiden anderen Töchter lebten und eine Zukunft hatten. Dass es sich schon wegen seiner beiden ihm verbliebenen Töchter lohnte, weiterzuleben. Wieder Mut zu fassen. Aber Lukas war natürlich klar, dass Anton van Stee im Moment nur die schwärzeste Verzweiflung im Herzen trug.

Cynthia kam und servierte den Kaffee.

„Ich brauche meine Süßstoff-Tabletten“, sagte ihr Vater.

„Ich bringe sie dir sofort“, erwiderte sie.

„Du hättest sie doch gleich mitbringen können.“

„Sie kommen ja sofort.“

„Jetzt musst du noch mal in die Küche laufen. Lass sein, ich hol sie mir selbst.“ Mit großer Mühe erhob sich Herr van Stee, wobei er demonstrativ vor Schmerzen aufstöhnte und sich an die Hüfte griff.

„Ich hole sie dir“, sagte Cynthia. „Setz dich nur wieder hin.“

„Wie redest du denn mit mir? Ich bin doch nicht dein Hündchen. Du brauchst nichts für mich zu holen. Das kann ich schon selbst sehr gut.“

„Anton, bitte“, ließ sich die Stimme seiner Frau leise und schmerzerfüllt vernehmen.

„Sie kann doch ein einziges Mal an meinen Süßstoff denken. Dauernd vergisst sie alles!“

Cynthia verhielt sich sehr klug und beherrscht, fand Lukas. Sie schloss für einen kurzen Moment ihre Augen, um ihre Wut zu zügeln. Dann servierte sie Peter Hermans und ihrer Mutter den Kaffee. Anschließend setzte sie das Tablett ab und ging in die Küche, um den Süßstoff für ihren Vater zu holen. Und sie war flink. Viel schneller, als es ihr Vater mit seiner kaputten Hüfte jemals hätte sein können. Einen Augenblick später standen seine Tabletten vor ihm. Es war ein Streit um nichts und wieder nichts gewesen. Lukas

fiel auf, wie routiniert der Schlagabtausch zwischen Vater und Tochter erfolgt war. So, als hätte er sich in ähnlicher Form schon unzählige Male abgespielt. Das war kein Streit, der durch die schrecklichen Ereignisse von heute provoziert war. Nein, dieser Streit wurzelte im Kummer vieler Jahre. Da saß ein Mann, der nicht mehr arbeiten konnte. Das Einzige, was ihm geblieben war, war seine laute Stimme. Und seine gewaltige Autorität, der sich niemand widersetzen durfte. Solche Tage mit Streit und Geschrei reihten sich wahrscheinlich endlos aneinander in diesem trostlosen, traurigen Haus. Hier herrschte eine alles durchdringende und zersetzende Hoffnungslosigkeit, das spürte Lukas.

„Ich muss Ihnen einige Fragen stellen ...“, sagte Peter Hermans unvermittelt.

„Was hatte Daniela dort zu suchen?“, unterbrach Cynthias Vater den Kommissar.

„Wie bitte?“

„Da, wo sie ermordet wurde. Was hatte sie überhaupt dort zu suchen? Wo war es?“

„An einem Graben am Gladiatorweg. Jemand hat sie von ihrem Fahrrad heruntergezerrt. Für uns ein klarer Fall eines Gewaltdeliktes.“

„Ist sie vergewaltigt worden?“

„Den Tathergang können wir erst nach der gerichtsmedizinischen Untersuchung mit Bestimmtheit rekonstruieren.“

„Werden Sie sie etwa aufschneiden?“

Der Kommissar schwieg.

„Ich habe Sie etwas gefragt! Wollen Sie mein Mädchen etwa aufschneiden? Jetzt sag ich Ihnen mal was – Sie werden Ihre dreckigen Pfoten von Daniela lassen. Haben Sie mich verstanden? Niemand schneidet mein Mädchen auf!“

Peter Hermans stand auf und ging zum Tisch hinüber.

„Es wird nichts ohne Ihre Zustimmung geschehen. Im Moment befassen wir uns ausschließlich mit Spurensicherung. Wir schauen, ob der Täter Spuren hinterlassen hat. Bei einer Vergewaltigung kann das zum Beispiel Sperma sein. Anhand dieser Spermaspuren

können wir dann ein DNA-Profil erstellen. Aber so weit sind wir noch nicht.“

„Sie war zu Hause.“

Es wurde still im Raum. Anton van Stee hatte seine Worte mit einer Überzeugung und Endgültigkeit vorgebracht, die an das bronzene Dröhnen einer Kirchenglocke erinnerten. Tief, durchdringend und klar.

„Wann?“

„Heute Nacht. Sie war heute Nacht zu Hause.“

„Sie war heute Nacht *nicht* zu Hause“, widersprach Nicole van Stee, Danielas Mutter.

„Und ich sage, dass sie zu Hause war!“

Anton van Stee schlug mit seiner Krücke auf den Tisch. Cynthia hielt den Blick starr auf ihren Vater gerichtet. Ihre schwarzen Augen schienen Funken zu sprühen. Er sollte es nur nicht wagen, seinen Stock gegen seine Familie zu erheben. Dann würde sie eingreifen ... All dies erkannte Lukas. Währenddessen strich Annemarie, die ältere Tochter, ihrer Mutter beruhigend über den Kopf.

„Aber die Polizei weiß doch Bescheid!“, wagte die Mutter einzuwenden.

„Die weiß nichts. Die weiß ja noch nicht einmal, ob es sich um unsere Tochter handelt.“

„Anton! Ich bitte dich ...!“

„Meine Tochter ist die ganze Nacht zu Hause gewesen. Sie hat keinen Schritt vor die Tür gesetzt. Ohne meine Erlaubnis verlässt sie niemals das Haus!“

„Also ist sie erst heute Morgen weggegangen?“

„Ja!“

„Aber sie *war* heute Nacht weg“, begehrte Frau van Stee noch einmal zaghaft auf.

„Widerspruch mir nicht andauernd, Frau!“, fuhr er sie wütend an. Es war seiner Stimme anzuhören, dass er seit vielen Jahren auf diese autoritäre Weise sprach. Genauso wie Generationen von Männern vor ihm. In Brabant hatte Lukas einmal achtzig- und neunzigjährige Männer mit ähnlicher Stimmgewalt reden hören. Sie waren

das Familienoberhaupt. Und ihr Wille war Gesetz. Innerhalb ihrer eigenen vier Wände waren sie uneingeschränkte Herrscher. Sie baten andere niemals um etwas. Nein, sie gaben Befehle. In ihren Augen sah man nie auch nur einen Schimmer von Liebe. Und Väter von dieser Sorte waren ihrerseits ungeliebt. Im Gegenteil, man hasste sie. Man litt unter ihnen und ging ihnen eine ganze Jugend lang aus dem Weg. Sie terrorisierten ihre Kinder, bis diese eine Chance sahen, der Fuchtel ihrer Väter zu entkommen und fluchtartig das Haus zu verlassen. Und erst wenn diese Väter dann demenzkrank oder senil wurden, kehrten die Töchter zurück, um sie zu pflegen. Auf diesen Augenblick warteten diese Kinder: wenn die Natur ihre Väter zurückschnitt auf das, was sie in Wirklichkeit waren – traurige, enttäuschte Menschen.

Dieser Mann – Anton – war noch keine fünfzig Jahre alt, aber er führte seit vielen Jahren ein mehr oder minder gut funktionierendes diktatorisches Regime. Und das Haus sah auch danach aus. In der heutigen Welt kamen Wohnzimmer wie dieses nicht mehr vor. Schon der wuchtige Wandschrank mit dem überdimensionalen Fernseher. Dann die polierten Beistelltischchen. Die Pflanzen, die in Körbchen am Fenster standen. Die gemusterten Gardinen und die dunklen Vorhänge. Das Deckchen auf dem Tisch. Alles sah abgenutzt und armselig aus. Aus zweiter Hand wahrscheinlich – von Leuten, die es nicht mehr gebrauchen konnten. Alles war alt und verschlissen.

Die älteste Tochter fiel in diesem Interieur gar nicht auf. Es war, als hätten sich ihre äußere Erscheinung und ihre Kleidung einfach an die Umgebung angepasst. Annemarie schien sich dem Diktator ergeben zu haben – wahrscheinlich um des lieben Friedens willen. Auch die Mutter kleidete sich gemäß dem Angebot des Versandhauses, bei dem sie auf Raten kauften. Nur die Jeansjacke von Cynthia fiel aus dem Rahmen. Die van Stees waren eine Problemfamilie. Und das nicht nur wegen des Todes einer Tochter.

„Wir können nur etwas unternehmen, wenn Sie uns die Wahrheit erzählen“, informierte Peter Hermans die Familie.

„Ich habe ihr verboten, auszugehen. Und in meinem Haus halten

sich meine Töchter an derlei Vorschriften.“

Daraufhin wurde es still.

„Aber Ihre Frau ...“

„Meine Frau weiß nicht, was sie sagt. Die ist völlig durcheinander. Gerade hat man ihr erzählt, dass ihre Tochter umgebracht wurde. Dann ist es doch nicht verwunderlich, dass sie Unsinn redet. Kein einziges Wort von dem, was sie sagt, stimmt. Daniela war zu Hause, und damit basta!“

Ein verzweifelter Blick von Frau van Stee streifte die Männer von der Polizei.

„Es müssen nicht alle mitkommen, um Daniela zu identifizieren“, meinte Lukas plötzlich. „Ich nehme an, dass Sie Ihre Tochter sehen wollen“, fuhr er dann an den Vater gewandt fort. Aber dieser schaute in eine andere Richtung.

„Ich würde gern mitkommen“, ließ sich Cynthia vernehmen.

„Du glaubst wohl, dass ich das nicht allein schaffe, wie? Aber da täuschst du dich gewaltig. Ich schaffe das sehr gut“, keifte Anton seine Tochter an.

„Aber vielleicht ist es besser, wenn du zu Hause bleibst“, erwiderte Cynthia ziemlich frech. Dann wandte sie sich an die Polizisten: „Ich bin minderjährig. Deshalb sollte vielleicht besser meine Schwester mitgehen.“

„Wir gehen alle“, entschied Herr van Stee und erhob sich. „Das habe ich soeben beschlossen.“

„Ich lasse noch einen Wagen kommen“, meinte Hermans.

Lukas stieg in den zweiten Wagen und Cynthia kletterte neben ihm auf den Rücksitz. Jorus de Kuijper, der jüngste Beamte des Reviers, saß hinter dem Steuer und wirkte ein wenig wie der königliche Leibchauffeur. Er beobachtete, wie Anton, Nicole und Annemarie in den ersten Wagen einstiegen und wusste, dass Lukas mit Cynthia noch über einige Dinge reden musste.

Es war nicht weiter schwer, das Gespräch in Gang zu bringen.

„Sie ist heute Nacht weg gewesen“, sagte Cynthia unmittelbar, nachdem sie die Autotür hinter sich zugeschlagen hatte. „Deshalb

hat es gestern Abend einen Riesenkrach gegeben. Daniela wollte rausgehen, aber sie durfte nicht. Er hat sie mit seinem Stock geschlagen. Ein paar Mal hat er zugeschlagen. Also ... wenn Sie Wunden oder blaue Flecken an ihr finden – die kommen von den Schlägen.“

„Ist er ... so besorgt um euch?“

„Besorgt? Nein, er ist ein Tyrann. Er denkt, er ist immer noch der Boss. Aber er hat keinen Grund, sich etwas einzubilden. Er hat keine Arbeit, und er wird auch nie wieder arbeiten können. Er kann überhaupt nichts mehr. Wir müssen ihm jeden Abend in sein Bett helfen, denn sogar das kann er nicht mehr allein. Die anderen lassen sich das gefallen. Aber ich nicht.“

„Und Daniela?“

„Ach die ...“ Sie schwieg. Jorus ließ den Motor an und fuhr hinter Hermans her. Wulfers schaute das Mädchen an. Cynthia ihrerseits starrte nach draußen. Grelles Sonnenlicht fiel durch die Scheiben. Cynthia hatte den Blick auf den Horizont gerichtet und Lukas sah, dass sie sich nach dem Tag sehnte, an dem sie endlich ihre Flügel entfalten konnte. Sie würde es einem jungen Vogel gleichtun und weit wegfliegen, das Nest verlassen. Vor allem deswegen, weil das Nest zu viele schlimme Erinnerungen barg. In Cynthias Blick konnte man all das lesen.

„Daniela wollte unbedingt raus“, fuhr Cynthia schließlich fort. „*So kommen wir nie hier weg*, hat sie gesagt. Natürlich gab's Krach deswegen, aber sie hat nur gemeint: *Ich gehe trotzdem*. Dann hat mein Vater gesagt: *Du gehst nicht. Wag es ja nicht, oder ich dresch dich windelweich*. Danach ist Daniela heulend ins Bett gegangen. Mein Vater hat zu mir gesagt: *Und glaub ja nicht, dass du eine Ausnahme bist. Für dich gilt dasselbe wie für Daniela*. Ich habe ihn aber nur angeguckt. Daniela ist aus dem Fenster geklettert. Das geht ganz leicht. Hinten kommt man über das Dach vom Schuppen raus. Davon hat mein Vater keine Ahnung.“

„Aber deine Mutter wusste Bescheid?“

„Die unternimmt doch nichts. Siebzimal am Tag sagt sie immer nur: *Anton!* In einem ganz komischen, beschwörenden Ton. Er

schlägt sie auch, wenn ihm danach ist. Er schlägt alle außer mir. Mich schlägt er nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil er weiß, dass ich wahrscheinlich zurückhauen würde. Daniela wollte einfach nur raus, Herr Wulffers. Sie trinkt nichts und stellt auch nichts Dummes an. Warum sollte sie also nicht mal weggehen können? Ein bisschen tanzen oder so! Sobald ich kann, wenn ich einen Job habe, dann verschwinde ich. Zu Hause ist es wie im Gefängnis.“

Lukas schaute Cynthia an und richtete seinen Blick dann auf den Wagen vor ihnen. Und er wusste, dass er es furchtbar schwer haben würde, die Wahrheit herauszufinden. Noch schwieriger würde sich die Suche nach einem Mörder gestalten.